
DIETMAR STEINBRENNER

GIER

AUF DER WAAGSCHALE

leykam:

© by Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co. KG
Graz-Wien 2020

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Covergestaltung und Layout: Taska
Coverfoto: shutterstock/Proxima Studio
Autorenfoto: Simon Klein
Druck: Medienfabrik Graz
Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

ISBN 978-3-7011-8148-3
www.leykamverlag.at

*Narzissten werden nicht geboren, sondern gemacht!
Narzissten leiden an Empathiemangel, neigen zu
Übertreibungen, Lügen, Täuschung und Selbsttäuschung.
Mit Kritik und Zurückweisung können sie nicht umgehen,
fallen dann entweder in Depression oder werden aggressiv.
Sie sind überheblich, arrogant und ausbeuterisch anderen
gegenüber. Pathologische Narzissten können dadurch
sogar zu Mördern werden.*

*Bei der Lektüre dieses Buches werden Sie auf einen
pathologischen Narzissten stoßen, dessen Kindheit ihn
zu dem gemacht hatte, was er war, denn er wurde nicht
als Narzisst geboren.*

Etwas stimmte nicht mit dem dicklichen Mann, der Ende November 1983 das *Eiles* betrat, seinen Hut abnahm und kurz innehielt. Der seine Augenlider fest aufeinander presste und den abgestandenen Zigarrenrauch tief einatmete, so als hätte er seit einer Ewigkeit keinen richtigen Atemzug mehr genommen. Der sich kurz in dem Wiener Caféhaus umsah und jedes Möbelstück und selbst die Rauchschwaden ungewöhnlich lange musterte, wie um sich zu vergewissern, dass er nicht in eine andere Dimension abgerutscht war. Herrn Karl fiel es sofort auf, dass da irgendetwas nicht stimmte. Er kannte den Stammgast schon seit Jahren, er kam regelmäßig ins *Eiles*, setzte sich immer an den gleichen Tisch und bestellte immer das Gleiche: ein Glas Sherry *Oloroso*. Normalerweise war der Mann immer sehr zielstrebig und gefasst. An diesem Morgen sah er zum ersten Mal so aus, als würde er möglicherweise einen Doppelten bestellen. Der Mann nickte ihm kurz zu, marschierte direkt zu seinem Stammtisch in einer Ecke des Cafés, setzte sich seufzend nieder, lockerte seine Krawatte und fuhr sich über den kahlen Kopf. Auch das machte Herrn Karl stutzig, so viel Emotion hatte der Mann in all den Jahren noch nie gezeigt. Normalerweise wartete Herr Karl immer ein paar Minuten, manchmal auch zehn, bevor er die Bestellungen von neuen Gästen aufnahm. Er wollte sie ankommen lassen und nicht sofort belästigen. Das *Eiles* war schließlich keine Rennbahn und schon gar kein Wirtshaus. Diesmal ging er aber gleich zu seinem Gast, sah er doch so durstig aus.

„Schwere Nacht gestern? Das Gleiche wie immer?“, fragte er lapidar. Die prompte Bedienung schien den blassen Mann, der sich gerade mit geschlossenen Augen die Schläfen rieb, zu überraschen. Er schrak hoch und lächelte unsicher.

„Was? Nein. Also, ja. Einen Oloroso bitte.“

Herr Karl nickte so ausführlich, dass er sich fast verbeugte. Der Mann sah etwas ungepflegter aus als sonst. Auch das war untypisch. Auf dem Revers seines Sakkos konnte Herr Karl einen eigenartigen Fleck erkennen.

„Einen Doppelten?“, wollte er sich empathisch zeigen.

„Nein danke.“

Der Kellner nickte und ging wieder Richtung Theke. Hätte Herr Karl die Gedanken dieses Mannes lesen können, hätte er die Gründe für dessen fahriges Verhalten gewusst, wer weiß, hätte er an diesem Abend nachgebohrt, den Mann genauer unter die Lupe genommen, vielleicht hätte er vielen Menschen einiges an Kopfschmerzen erspart. Aber das kam ihm gar nicht in den Sinn. Wo kämen wir da hin, wenn sich ein anständiger Bürger in einem Wiener Caféhaus nicht mehr entspannen kann?

So saß der blasse Mann wenig später mit einem Glas Sherry *Oloroso* in der Hand da, starrte aus dem mit schweren, vergilbten Vorhängen verhangenen Fenster neben seinem Tisch auf das Schneetreiben hinaus und wälzte seine Gedanken. War er zu weit gegangen? Nein, sein ganzes Leben lang hatte er sich gegenüber niederträchtigen Neidern und gemeinem Gesindel behaupten müssen. Damit war jetzt Schluss, ab jetzt würde ihm niemand mehr streitig machen, was ihm zustand. Dafür hatte er gesorgt. Er hatte dafür sorgen müssen! Hätten sie ihn nicht alle so weit getrieben, hätten sie ihn nicht bis zum Letzten herausgefordert, dann hätte es gar nicht erst soweit kommen müssen.

BLAUES BLUT

Viele Menschen haben nach den Ereignissen in den Jahren 1983 und 1984 versucht, diesen blassen Mann besser zu verstehen. Doch um zu verstehen, wie es dazu kam, dass er an diesem verschneiten Dezember tag im *Eiles* saß, musste man zuerst Hildegard Chvala verstehen. Sie war gerade zwanzig Jahre alt gewesen, als sie nach dem zweiten Weltkrieg eine Stelle als Schreibkraft am Landesgericht für Zivilrechtssachen in Wien ergattert hatte. Nach ihrem Abschluss an einer für ihren Geschmack zweitklassigen Handelsschule und einer kurzen Zeit als Angestellte bei einer Großhandelsfirma hätte sie auch eine Stelle als Sekretärin in einer beliebigen Wiener Anwaltskanzlei als einen Aufstieg empfunden, aber der Justizpalast war für sie wie ein Lottogewinn. Sie fühlte sich zum ersten Mal in ihrem Leben wohl. Sie fühlte sich, als wäre sie endlich angekommen. Ihr Vater, der selbst Vorarbeiter in einer Weberei war, war damals sehr stolz auf sie.

„Du brauchst etwas Sichereres“, hatte er immer gesagt, „schau doch, dass du zum Staat kommst.“

Nun hatte sie seinen Wunsch erfüllt, und dementsprechend groß war seine Freude, als Hildegard ihm strahlend von ihrem neuen Arbeitsplatz erzählte. Aber die Sicherheit und die gute Bezahlung, die Beamten damals zugutekamen, waren für sie zweitrangig. Für sie war diese Stelle mehr als das. Hildegard hatte sich in ihrem Leben schon immer fehl am Platz gefühlt. Die ärmlichen Verhältnisse, in denen sie mit ihren Eltern und Großeltern aufgewachsen war, hatten in ihr schon früh ein Verlangen nach mehr geweckt. Ihr neuer Arbeitsplatz bei Gericht bestätigte nur, was sie schon immer von sich

gedacht hatte: Hildegard war zu Besserem bestimmt. Sie fühlte sich wohl, wenn sie am Morgen die Stufen zum Haupteingang des Justizpalastes hinaufschritt, vorbei an den zwei gewaltigen, steinernen Löwen, hinein in die riesige, marmorgetäfelte Eingangshalle. Schon das erste Mal, als Hildegard die prächtige Statue der Justitia sah, die in der großen Halle am Kopf einer massiven Treppe thronte, fühlte sie sich zu der steinernen Göttin der Gerechtigkeit hingezogen. Das ganze Gebäude strotzte vor Macht und Größe, und genau hier gehörte Hildegard Chvala hin. Sie wurde mit Begeisterung ein Teil der Gerichtsmaschinerie, in der täglich über die Klagen dutzender ihrer Mitmenschen verfügt wurde. Und dabei spielte sie eine wesentliche Rolle. Damit der Gerechtigkeit täglich genüge getan werden konnte, brauchte es damals ein regelrechtes Heer an Stenografinnen und Maschinschreiberinnen. Sie tippten Reinschriften, sorgten für ordentlich geführte Akten, erledigten den Schriftverkehr, führten Verhandlungskalender, kurzum: Sie hielten den gesamten Apparat am Laufen. Hildegard nahm ihre Aufgabe sehr ernst, und so wurde sie rasch zu einer geschätzten Hilfskraft am Landesgericht. Die Anerkennung, die ihr die wichtigen Herren Anwälte und Richter für ihre akribische Arbeit erbrachten, schmeichelte ihr. Noch mehr aber genoss sie die Ehrfurcht, die ihr die normalen Bürger in den Hallen der Justitia entgegenbrachten. Wenn sie sicheren Schrittes durch die Gänge marschierte, konnte sie die Beklommenheit in den Gesichtern der Wartenden sehen und fast spüren. Hier wurde über die Klagen der Menschen entschieden, ja geurteilt! Und Hildegard war ein Teil dieses Urteilsprozesses. Sie hatte es mit zwanzig Jahren zur erhabenen Amtsperson geschafft.

Nur wenige Jahre, nachdem Hildegard Chvala als Schreibkraft angefangen hatte, lernte sie ihren künftigen Mann kennen. Sie wurde auf einen unauffälligen, eher zurückgezogenen Gerichtsrat namens Wolfgang Freisinn-Wartenau aufmerksam. Er war Ende vierzig,

kaum mittelgroß und hatte beileibe nicht die Maßfigur eines Herzensbrechers, aber er war gebildet und konnte durchaus lustig sein. Außerdem gefiel ihr sein adeliger Name, auch wenn er in republikanischen Zeiten auf dem Papier zu einem Doppelnamen mit Bindestrich verkommen war. Von Liebe hätte Hildegard vermutlich nicht gesprochen, dennoch fanden die beiden zueinander. Innerhalb eines Jahres heirateten Hildegard und Wolfgang. Sie zog zu ihm in die geräumige Altbauwohnung im dritten Wiener Gemeindebezirk, die er von seinem Vater zum spottbilligen Friedenszins übernommen hatte, und schon zehn Monate später wurde die Ehe mit einem Sohn gesegnet. Ganz in der Tradition des österreichischen Beamtenadels taufte ihn Hildegard auf Franz-Josef. Von diesem Moment an war ihr Glück vollständig. Nicht einmal der unerwartete Tod ihres Mannes ließ sie zwei Jahre später länger als einige Wochen trauern, so sehr konzentrierte sie sich auf ihren Sohn. Um sich dem Kleinen voll und ganz widmen zu können, kündigte Hildegard mit dreißig Jahren am Landesgericht. Als adelige Witwe eines Richters würde es ihr an nichts mangeln. Sie würde Franz-Josef zu einem außergewöhnlichen Menschen erziehen. Er würde all das werden, was sein Vater niemals war: ein brillanter Jurist, der angesehenste Richter im ganzen Justizpalast, eines Tages vielleicht sogar Gerichtspräsident.

Was Kindererziehung anging, gab es schon immer verschiedenste Ansätze. Manche Eltern versuchen, ihre Kinder von dem Moment an, an dem sie unsere Welt betreten, als eigenständige Menschen zu behandeln. Sie versuchen, ihre Talente zu fördern, ohne sie zu drängen, wollen ihnen über ihre Ängste hinweghelfen, ohne sie zu zwingen. Hildegard Chvala gehörte nicht zu diesen Eltern. Sie formte ihren Sohn von Anfang an wie ein Stück Ton. So wie sie es sah, war die Angelegenheit einfach: Ein Säugling war ein leeres Blatt Papier. Alles, was es brauchte, um diesen neuen Menschen zu einem produktiven, fleißigen und hochwertigen Mitglied der Gesellschaft

zu machen, war die richtige Füllfeder, die richtige Hand. Ein billiger Kugelschreiber konnte auch auf teurem Pergament nur Schund produzieren. Eine feine Feder aber konnte auch auf billigem Papier Unschätzbare zaubern. Eltern vermittelten ihren Kindern schließlich die ersten und prägendsten Eindrücke. Sie waren die Götter, denen die Kleinen Glauben schenkten.

Hildegard lebte ihrem Sohn von Anfang an das Leben einer elitären Gesellschaftsschicht vor. Dass dieses Gehabe schon damals antiquiert war, schien ihr immer herzlich egal zu sein. Sie legte großen Wert auf Manieren und ein für einen Adligen angemessenes Gebaren. Dass Franz-Josef dadurch mit vierzehn Jahren schon eine alte Seele war, zeigte ihren Erfolg. Als der Turnlehrer einmal etwas an seiner sportlichen Leistung auszusetzen hatte, blieb der kleine Bub selbstsicher.

„Das macht nichts, schon bei den Römern haben die Reiter über Fußsoldaten triumphiert.“

Er war strebsam, intelligent und hatte einen außerordentlichen Sprachschatz. Dafür waren ihm Rücksicht und Empathie fremd, betonte seine Mutter doch immer wieder, dass derartige Gefühlsduseleien einen gemachten Mann nur zurückhalten konnten. Dass seine körperlichen Leistungen zu wünschen übrig ließen, war nicht der Rede wert. Sportliche Leistung war ohnehin zweitrangig, wie seine Mutter meinte. „Das braucht dich nicht zu interessieren. Fußball ist etwas für Proleten. Dein Geist ist dein wichtigstes Instrument.“ Der Bub legte schon früh eine gewisse Überheblichkeit an den Tag, die nicht immer ohne Folgen blieb. Eines Tages kam Franz-Josef weinend nach Hause, nachdem ihn der Geografielehrer Herr Rednicek einen kleinen Snob genannt hatte. Er erinnerte sich später noch des Öfteren an die Worte seiner Mutter.

„Menschen unterer Gesellschaftsschichten sind eben neidisch, mein Sohn. Dieser Herr Rednicek ist ja sowieso als mieser Sozi

bekannt. Er kommt aus kleinen Verhältnissen, er kann ja gar nicht anders. Ärgere dich nicht.“

Um ihrem Kind ihr Weltbild glaubhaft zu machen, scheute Hildegard keine Lüge. Ihren eigenen Vater, der Vorarbeiter einer Weberei gewesen war, machte sie in Erzählungen zum Abteilungsleiter. Sie selbst war natürlich, wenn sie ihrem Sohn von ihrem Leben erzählte, auch keine einfache Schreibkraft gewesen. Sie hatte die Leitung einer Gerichtsabteilung übergehabt. Alles, was nicht in ihr Selbstbild passte, in ihr neugewonnenes Leben, wurde bedenkenlos geschönt. So zimmerte sich Hildegard Freisinn-Wartenau eine Biografie zurecht, die ihr angemessen schien. Aber so sehr sie sich auch bemühte, ihrem Sohn die kleinen und auch die großen Lügen möglichst glaubhaft zu machen, hie und da fielen Franz mit der Zeit Ungereimtheiten auf. Seine Mutter zu hinterfragen, wäre ihm im Traum nicht eingefallen, also blieb ihm nur ein einziger Schluss. Unliebsame Wahrheiten musste man nicht akzeptieren, sondern verändern. Jeder konnte sich seine Wirklichkeit selbst konstruieren, wenn er es nur geschickt anging.

Hildegard hatte ihren Sohn derart im Griff, dass es auch in dessen Pubertät zu keinen Aufständen kam. Als seine Schulkameraden auf Skikurs fuhren, meldete ihn seine Mutter prompt krank.

„Was willst du denn dort?“, fragte sie ihn damals, „für Polsterschlachten, Alkoholexzesse oder andere Dummheiten bist du doch viel zu reif.“

Er stimmte seiner Mutter zu. Auch als Franz-Josef schließlich mit Auszeichnung maturierte und die Klasse eine Maturareise organisierte, war er nicht mit dabei. Stattdessen fuhr er mit seiner Mutter nach München, um dort eine Woche lang Museen, Theatervorstellungen und Konzerte zu besuchen. Während seine Mitschüler ihre ersten Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht machten, teilte er sich ein Bett mit Mama. Sie war sehr stolz auf ihren gut geratenen Sohn.

DAS RICHTERAMT

Nach einem langen Arbeitstag stand er in seinem Büro im Landesgericht für Zivilrechtssachen vor dem Fenster und sah zufrieden hinunter auf die Straße. Es war ein schöner Tag, die Nachmittagssonne spiegelte sich in den Fenstern der vorbeifahrenden Straßenbahn. Er fand den Ausblick herrlich, es gefiel ihm, dass er unter sich das geschäftige Treiben auf der Zweierlinie beobachten konnte, während er nachdachte. An Tagen wie diesen war er stolz darauf, eines der bestgelegenen Büros im Justizpalast zugeteilt bekommen zu haben. Alles andere hätte er auch als Beleidigung empfunden. Er musste an die Zeit nach seinem Studium denken. Nach dem Abschluss hatte er das obligate Gerichtsjahr am Wiener Handelsgericht absolviert, ohne dass er ein einziges Mal getadelt oder zurechtgewiesen worden wäre. Im Gegenteil, er hatte sogar noch eine Empfehlung mit auf den Weg bekommen, als er sich für das Richteramt am Wiener Landesgericht für Zivilrechtssachen beworben hatte. Damals hatte er noch kein eigenes Büro gehabt, noch nicht einmal ein Auto hatte er sich leisten können. Nach einem Jahr der Anwartschaft hatte er die Richteramtsprüfung mit Bravour bestanden. Er musste lächeln, als er sich daran erinnerte. Wie stolz war doch seine Mutter gewesen, als er am Tag seines Dienstantritts mit ihr zwischen den steinernen Löwen die Stufen hinaufging. Nach seiner Ernennung hatte er sich in Juristenkreisen schnell einen Namen gemacht. Er war nicht, wie die meisten Zivilrichter, auf den möglichst unkomplizierten und raschen Abschluss von Vergleichen zwischen streitenden Parteien aus. Nein, er verhandelte jeden Rechtsstreit weise und erhaben. Der Weg des geringsten Widerstandes war ihm zuwider. Er legte besonderen Wert

darauf, seinen scharfen Verstand durch unanfechtbare Urteile unter Beweis zu stellen. Kein einziges seiner Urteile war seit seinem Amtsantritt 1971 durch Revision abgeändert worden. Wenn ihm in Vorbereitung auf einen Prozess eine besonders verzwickte Ausgangssituation auffiel, genoss er es. Er war immer der am besten vorbereitete Jurist im Saal, und das sprach sich herum. Die Verhandlungsführung hatte er stets fest in der Hand, die Zügel kamen ihm niemals aus. Selbst alte, erfahrene Anwälte konnten ihn mit ihrer Rechtskunde und ihren Argumentationskünsten nicht beeindrucken. Bei Gericht bekam er endlich den Respekt, den er verdiente. Er ging zurück zum Tisch und überprüfte noch einmal seinen Verhandlungskalender. Es stand nichts besonders Aufregendes an, abgesehen von einem Eintrag. In drei Tagen sollte er einer Teilungsklage vorsitzen. Er rieb sich die Hände. Immobilienrecht hatte ihn schon auf dem Handelsgericht besonders interessiert. Bei Wohnungen und Liegenschaften stand für die beteiligten Parteien immer viel auf dem Spiel, und er durfte letztendlich bei diesen Streitereien das Urteil fällen. Bis dahin waren noch ein paar Tage Zeit, und er wollte mit einem klaren Kopf in diese Verhandlung gehen. Vielleicht sollte er heute Abend kurz im *Josefine* vorbeischaun. Bei der Erinnerung an seinen ersten, missglückten Versuch, das feine Etablissement zu besuchen, musste er den Kopf schütteln. Was war er doch damals für ein Tollpatsch gewesen. Als er zum zweiten Mal abends in die Sonnenfelsgasse gegangen war, war er entschlossener gewesen. Kurz vor Ende des Studiums hatte er sich dort seiner Jungfräulichkeit entledigt. Die tüchtigen jungen Damen in dem diskreten Lokal hatten ihm gleich gefallen, und so war er seitdem schon rund ein Dutzend Mal in das kleine Puff gegangen. Heute war es wieder einmal soweit, beschloss er. Er klappte den Kalender zu und sammelte Aktentasche, Mantel und Hut zusammen. Da hörte er auf dem Gang vor seinem Büro gedämpftes Gelächter. Mit einer hochgezogenen Augenbraue trat er vor die Tür. Auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges kicherte eine junge Schreib-

kraft, neben ihr stand ein junger Mann, den Franz schon einige Male im Justizpalast gesehen hatte, und deutete den Gang hinunter. Dort schlurfte ein alter Anwalt durch den Flur, der nach einem Gang auf die Toilette offensichtlich vergessen hatte, seine Hosenträger wieder ordentlich zu befestigen. Sie hingen unter dem Oberteil des Nadelstreifanzugs herab und schleiften wie eine Schleppe hinter der schlotternden Hose des Mannes her. Franz hatte den Mann schon einmal gesehen, wie er in beginnender dementieller Umnachtung durch die langen Flure des Justizpalastes wankte. Er hatte sofort bei einer Sekretärin nachgefragt, was es denn mit dem komischen Vogel auf sich hatte. Wegen seiner Erinnerungslücken hatte der Witwer schon vor Längerem seine Kanzlei schließen müssen, irrte aber immer noch mindestens zweimal wöchentlich durch das Gericht, wo er alte Bekannte in langwierige Gespräche zu verwickeln trachtete. Früher oder später landete er immer im *Justizcafé*, wo man über ihn schmunzelte und ihn als unvermeidliche Nervensäge ertrug. Franz war noch nie von ihm angesprochen worden, aber die Sekretärin hatte ihm erzählt, dass die Anwälte hinter seinem Rücken Witze über ihn machten und junge Kollegen manchmal sogar Richter aus ihren Büros klopfen, um sich gemeinsam über den Mann lustig zu machen.

Franz ging zu dem jungen Paar hinüber. Der junge Anzugträger war klein und hager. Nicht nur vom Aussehen, auch vom Benehmen her verhielt er sich wie ein Erdmännchen, als Franz vor ihm stand. Er hörte augenblicklich auf zu lachen und sah sich nervös um.

„Ich möchte die lustige Runde ja nur ungern stören, aber wer ist denn der alte Herr?“, fragte Franz ungehalten.

Die junge Dame sah betreten zu Boden.

Das Erdmännchen räusperte sich nervös. „Verzeihen Sie, Herr Dr. Freisinn-Wartenau, es ist nur, ich meine, der Herr Dr. Rinzweiler benimmt sich immer so daneben. Da kann man doch gar nicht anders, als zu lachen.“

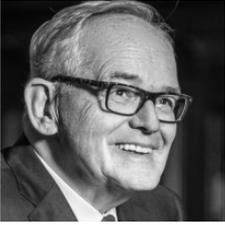
Franz musterte ihn abfällig. „Doch, da kann man anders“, sagte er trocken.

Damit machte er kehrt und ging zurück in sein Büro. Der Arbeitstag war wohl doch noch nicht vorbei. Mit diesem peinlichen, unwürdigen Schauspiel würde er ein für alle Mal Schluss machen. Innerhalb weniger Minuten hatte er einen vorläufigen Gerichtsbeschluss aufgesetzt, in dem er von Amts wegen die Entmündigung des alten Dr. Rinzweiler verfügte. Außerdem trug er dem bestellten Sachwalter auf, das Betreten des Justizpalastes durch Herrn Dr. Rinzweiler auf alle Fälle zu unterbinden. Er begründete den Beschluss mit Selbstgefährdung aufgrund offensichtlicher Desorientierung des Betroffenen sowie Gefährdung des öffentlichen Ansehens der Justiz durch offensichtlich dementielles Fehlverhalten. Als er das Schriftstück verfasst hatte, schnalzte er zufrieden mit der Zunge und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Auch wenn niemand anderer die Würde dieses Hauses verteidigen wollte, Franz würde schon darauf achten, dass es hier anständig und professionell zuging. Sollten sich seine Kollegen denken, was sie wollten, wenigstens unternahm er etwas. Wie schon während seiner Studentenzeit war Franz als Eigenbrötler bekannt, das war ihm bewusst. Er hatte keine Freundschaften geschlossen und trat gegenüber seinen in der Sache offensichtlich unterlegenen Kollegen hochmütig und überheblich auf. Er lebte in seiner eigenen Blase, aus der heraus er jederzeit kleine Anzüglichkeiten und verbale Giftpfeile auf seine inkompetenten Kollegen abschießen konnte. Seinen Argumenten zu widersprechen, traute sich niemand. Warum auch? Intellektuell konnte ihm ohnehin niemand das Wasser reichen.

„Ein brillanter Jurist, dieser Freisinn-Wartenau. Aber kein angenehmer Mensch. Schon gar kein guter Kollege“, sagte man über ihn. Auch das hatte er von einer Sekretärin erfahren, als er sie einmal beim Tratschen erwischt hatte.

„Grausam“, nannten sie ihn, „herzlos.“

Für Franz war es zur Gewohnheit geworden, von anderen Menschen missverstanden und falsch eingeschätzt zu werden. Vermutlich lag es daran, dass er kein Interesse daran hatte, sich mit diesen geistig minderbemittelten Seelen auseinanderzusetzen. Es sei denn, er hatte über sie zu urteilen. Im *Justizcafé* auf dem Dach des Hauses benützte er die ekelhaft ungedeckten Tische nie, an denen sich Krethi und Plethi des Justizpersonals in Arbeitspausen aufhielten. Das meist inhaltlose Geplänkel dieser Leute interessierte ihn nicht. Schon gar nicht stellte er sich mittags in der Schlange für die Ausgabe des Tagesmenüs an. Selbstbedienung war unter seiner Würde, sollten sich doch die Arbeiterkinder und Menschen aus dem niederen Volk wie die Tiere in einer Reihe aufstellen, um gefüttert zu werden. Wenn er hin und wieder im *Justizcafé* speiste, bestellte er im Voraus einen der fünf weißgedeckten Tische, die mit ordentlichen Stoffservietten und schönem Essbesteck versehen waren. So, wie es sich eben für einen soignierten Richter gehörte. Dass seine Arbeitskollegen, so wie damals seine Studienkollegen, ihn scheinbar für einen eitlen Snob hielten, kränkte ihn als Richter insgeheim mehr als es ihn als junger Student gekränkt hatte. Damals hatte er gedacht, zumindest einige der jungen, ungehobelten Männer würden schon noch zu sich finden. Jetzt, wo er bald dreißig Jahre alt wurde, war er im Stillen immer wieder davon enttäuscht, wie banal doch die Menschen waren. Immerhin brachten ihm die meisten seiner Kollegen Respekt und Achtung entgegen. Wer brauchte schon Liebe und Zuwendung? Das konnte er sich im *Josefine* besorgen, wenn es ihn danach juckte. Und genau dorthin würde er jetzt fahren. Er sammelte zum zweiten Mal seine Sachen zusammen und verließ sein Büro. Als er rund drei Stunden später Zuhause ankam, erzählte er seiner Mutter mit stolzgeschwellter Brust davon, wie elegant er das hohe Haus von dieser alten, vertrottelten Nervensäge befreit hatte.



PRIM. I. R. MED. RAT. PROF. DR. DIETMAR STEINBRENNER

Der aus Linz stammende Arzt und Autor wirkte als Facharzt für Innere Medizin, als Chefarzt an der Versicherungsanstalt öffentlicher Bediensteter und als Sachverständiger beim Landesgericht für Zivilrechtssachen in Wien.

Er ist Mitglied der Schiedskommission der Medizinischen Universität Wien und des Disziplinarausschusses beim Hauptverband der Gerichtssachverständigen Österreichs.